

WURDACK



Das Luftschiff des Doctor Nikola, Bd. 5 der Nikola Reihe
(c) 2012 Wurdack Verlag, Nittendorf
www.wurdackverlag.de
Cover: Ernst Wurdack
ISBN 978-3-938065-89-1

Michael Böhnhardt

Das Luftschiff des
Doctor Nikola

Leseprobe

Ich bemerkte die vier Rotgardisten erst, als ich das Klacken ihrer Gewehrschlösser hörte. Ein Fehler, der selten ungestraft bleibt. Sie standen um den Pfad herum verteilt, zerlumpte Gestalten mit knorrigen Gesichtern, verbargen sich hinter verfrorenen Baumstämmen. Ich glaube nicht, dass sie bedacht auf der Lauer gelegen hatten. Wozu? Es gab keine lohnende Beute mehr. Wie oft mochte der Schleichweg heutzutage noch benutzt werden? Nun, was auch immer sie in diese Gegend verschlagen hatte, sie waren hier, ich war hier. Kein glückliches Zusammentreffen. Obwohl ich möglichst unauffällig unterwegs gewesen war, mussten sie mich in der winterstillen Taiga schon von Weitem gehört haben.

Ich zügelte mein Pferd und stieß ihm die Hacken in die Seite; ließ es ein wenig tänzeln, um mir Zeit zu verschaffen, die Lage einzuschätzen. Vier Mann, fast alle ergraute Soldaten. Eigentlich selten inzwischen in beiden Lagern, die zumeist eher unerfahrene Burschen frisch vom Feld pressten. Einer von ihnen fiel in diese letzte Kategorie, aber eben leider nur einer. Ihre ganze Körperhaltung verriet, dass sie geradezu auf einen Angriff oder Fluchtversuch von mir warteten.

Wenn ein Soldat etwas hasst, dann ist es die Unsicherheit, das bange Warten auf den Kampf. Freund oder Feind, beides ist ihm im Grunde recht; was er nicht gut aushält, ist die Zeitspanne, bis sich dies entscheidet.

Einer von ihnen, ein großer, magerer Mann in einem zerlumpten Mantel, trat aus seiner Deckung heraus und stapfte auf mich zu. Auf seinem Kopf saß ein Fetzen von Fellmütze mit einem roten Stern. Der Schnee knirschte unter seinen zerschlossenen Stiefeln. Er blickte mich müde an. Solche Augen hatte ich bereits zu oft gesehen. Jeder Glaube an einen Sinn der ganzen Schinderei war daraus gewichen, ebenso die Hoffnung auf eine Zeit nach dem Krieg. Das Einzige, was in ihnen lebte, war das Misstrauen.

»Wohin des Weges, Kamerad?« Er achtete peinlich darauf, nicht in die Schusslinie der anderen zu laufen.

»Petropawlowusk«, sagte ich und hoffte, dass die Ortschaft noch immer von den Roten gehalten wurde.

»Willst dich den Truppen anschließen?«

Nur nicht übertreiben. »Ich habe Verwandte dort.«

Der Mann lächelte schief. Seine zersprungenen Lippen gaben ein Trümmerfeld von Zähnen frei. »Brave Leute, die die gerechte Sache unterstützen?«

»Selbstverständlich.«

»Du hast keine Papiere, nehme ich an?«

»Ich wusste nicht, dass ich welche brauche.« Das war unglaublich, aber welche Entschuldigung hätte ich sonst vorbringen können?

Die anderen drei hatten ihre Gewehre auf mich gerichtet. Ihr Anführer stand stumm vor mir und musterte mich.

»Jammerschade«, sagte er. »Du bist ein tapferer Mann, ein Soldat. Vielleicht haben wir irgendwo im selben Schützengraben gelegen.«

Das konnte nicht sein. Ich bin schon immer Kavallerist gewesen. Die einzig würdige Art zu kämpfen: auf dem Rücken eines Pferdes, den Säbel in der Hand. Ich sah aber keinen Grund, ihm das auf die Nase zu binden.

»Ich bin nicht tapferer als andere«, sagte ich. »Um die Wahrheit zu sagen, ich bin das Kämpfen leid.«

Er nickte kaum merklich. »Ich kann mich schon gar nicht mehr daran erinnern, dass mal kein Krieg war.«

»Kein Berufssoldat? Denkt man sofort, wenn man dich sieht.«

»Ja? Das täuscht. Wir sind Bauern. Waren wir jedenfalls. Vor sehr langer Zeit. Uns hat damals niemand gefragt, ob wir für den Zaren in den Krieg ziehen wollten. Jetzt kämpfen wir für uns selbst.«

Glaubte er das wirklich? Unwahrscheinlich. Ich nickte trotzdem und versuchte mich an einem verträumten Gesichtsausdruck.

Durch seinen Körper ging ein Ruck. Ein Mann, der eine Entscheidung getroffen, eine Katze, die die Lust verloren hatte, mit der Maus zu spielen. »Du wunderst dich vielleicht, Kamerad, warum ich dich nicht nach deinem Namen frage«, sagte er. »Das liegt daran, dass ich dich kenne. Ich weiß, wer du bist.«

Ich holte tief Luft. Das Pferd spürte meine Unruhe und wurde nervös. Ich versuchte nur halbherzig, es zu bändigen.

»Steig besser ab«, sagte der Soldat.

Ich zögerte, betrachtete die drei Gewehrläufe. Selbst wenn sie die lausigsten Schützen der ganzen Welt wären, alle konnten sie mich kaum verfehlen. Bedächtig schwang ich mich aus dem Sattel und trat vom Pferd zurück.

Der Soldat deutete zu den Bäumen.

»Dort geht's lang. Hinunter zum Fluss.«

Ich strich über die Nüstern meines Pferdes. Dann marschierte ich los und stapfte durch den Schnee. Ich spürte ein Jucken im Rücken, an der Stelle, auf die ihre Flinten zielten.

Sie hatten mich nicht nach Waffen durchsucht. Wieso nicht? So zerlumpt sie waren, nichts an ihnen wirkte nachlässig. Sie rechneten damit, dass ich eine Pistole hatte, lauerten nur darauf, dass ich danach griff. Oder doch nicht? Ich stolperte absichtlich und senkte die Arme, um mein Gleichgewicht wieder zu erlangen.

Die Stimme des Soldaten war so frostig wie der Boden unter meinen Füßen. »Halt die Hände so, dass ich sie sehen kann.«

Wir erreichten den Fluss, den der Frost in einen arktischen Schlummer versenkt hatte. Ich stakste weiter. Meine Stiefel rutschten durch den hohen Schnee über das Eis. Schließlich befahl mir der Soldat, anzuhalten.

»Ein schöner Platz, nicht wahr, Herr Baron?«, fragte er. Dann wandte er sich an die anderen: »Vielleicht interessiert euch, wen wir hier erwischt haben. Darf ich vorstellen: Baron Robert von Klingenberg, Kommandeur der weißen Truppen in Dauria.«

Ich durfte mich wohl geschmeichelt fühlen, dass mein Titel und mein Ruf sie so beeindruckten. Ein Flüstern sprang zwischen ihnen hin und her. Einer von ihnen spuckte aus. »Bist du dir sicher?«

»Stimmt es, Herr Baron?«, fragte ihr Anführer.

Ich deutete eine Verbeugung an. »Ich habe den Namen immer mit Stolz getragen.«

»Klingenberg.« Der Anführer ließ den Klang auf der Zunge zergehen, schmeckte ihn ab. »Ein seltsamer Name für russischen Adel.«

»Baltischer Adel. Meine Vorfahren gehörten zu den ersten deutschen Kreuzrittern, die gen Osten gezogen sind.«

»Und dort die Ungläubigen abgeschlachtet haben.«

Damit hatte er unsere glanzvolle Familientradition in einem Satz zusammengefasst.

»Seht ihr die Narbe?«, fragte er. »Offiziere.« Aus seiner Stimme tropfte Ekel. »Saufen, Spielen, Herumhuren. Vom Leben so gelangweilt, dass sie irgendwelche Händel anfangen. Du hast mit der Verlobten eines Freundes angebändelt und ihn dann im Duell getötet, habe ich gehört. Ist die Geschichte wahr? Man erzählt sich so viel, und nur so wenig davon kann man glauben.«

»Die Geschichte ist wahr«, sagte ich. »Ein Duell ist nicht die passende Gelegenheit, um Freundschaften zu pflegen. Besonders, wenn einem gerade das Gesicht zerhackt wird.«

»Der Krieg hat euch dann die Arbeit abgenommen, euch gegenseitig umzubringen. Und nach der Revolution hat dich Ataman Semjonow nach Dauria geschickt. Was führt dich in diese Gegend? Keine Lust mehr, Züge zu überfallen und unschuldige Bauern zu massakrieren? Willst du den Ataman in Wladiwostok um deine Entlassung bitten?«

Woher wusste er, dass sich Semjonow nicht in seinem Hauptquartier in Tschita befand? Die Paranoia des Atamans war krankhaft, aber berechtigt. Spione und Zuträger überall. »Ich reite nur ein wenig spazieren«, sagte ich. Semjonow um meine Entlassung bitten? Was für ein Gedanke! Er würde mich am nächsten Baum aufknüpfen, und das auch nur, wenn ich viel Glück hatte.

»Zieh den Mantel aus. Pjotr, halt dem Baron mal den Mantel.« Pjotr war der junge Bursche, der einzige Neuling unter ihnen. Obwohl, was heißt Neuling? Er konnte schon jahrelang bei diesem Gemetzel dabei sein, selbst wenn auf seiner Oberlippe gerade mal eine Spur von Flaum stand und er mich mit den staunenden Augen eines Kindes betrachtete.

»Ganz wie in der guten alten Zeit, nicht wahr, Herr Baron?«, fragte der Anführer. »Nimm ihm ebenfalls die Pistole ab, die stört ihn bloß. Gut. Hier.« Er reichte mir eine Axt.

Ich blickte ihn fragend an.

»Wir brauchen ein Loch. Wir wollen ein paar Fische an Land ziehen, und wir haben einen prächtigen Köder.«

»Bin ich eingeladen?«, fragte ich.

»Selbstverständlich.«

»Es tut mir leid, aber ich muss gestehen: Ich mag keinen Fisch.«

Der Mann schob seine Mütze nach vorn und kratzte sich am Hin-

terkopf. »Wir werden uns da drüben ein schönes Feuerchen anzünden. Ich liebe den Geruch von gebratenem Fisch. Weckt Erinnerungen an meine Kindheit. Mein Vater hat mir das Angeln beigebracht. Wie ist es mit dir, Kamerad? Bringt ein Baron seinem Sohn das Angeln bei?«

»Mein Vater und ich haben uns nie sehr gut verstanden.«

»Traurige Sache, das. Nun, wir machen uns ein hübsches Feuerchen, schwatzen und schmatzen, erzählen alte Geschichten vom Krieg. Vielleicht bekommst du ja doch ein wenig Hunger. Ich finde, wenn wir dich schon einladen, kannst du uns auch das Loch ins Eis schlagen.«

»Na gut, da wir ja zusammen im Schützengraben gelegen haben.« Ich hackte los. Langsam, ich hatte keinen Grund, mich zu beeilen. Trotzdem dauerte es nicht allzu lange, ein Loch, groß genug zum Eisfischen, in den Fluss zu hauen.

»Das reicht nicht«, sagte der Anführer. »Wir haben größeren Hunger.«

Ich hackte weiter. Was sollte ich sonst tun bei dieser Kälte? Körperliche Ertüchtigung und die Gewissheit des nahen Todes, es gibt nichts Zuverlässigeres, um sich warmzuhalten. Ganz von der Ferne her hörte ich ein seltsames Geräusch, wie das Brummen von Motoren. Was konnte das sein? Die Bahnlinie war meilenweit entfernt, und es klang auch nicht nach dem metallischen Schnaufen einer Lokomotive.

»Das ist groß genug, Herr Baron. So dick bist du nicht.«

Ich wischte mir mit dem Ärmel über die Stirn, trat zurück und musterte mein Werk. Er hatte Recht, die Öffnung würde mich bequem verschlucken können. Ich ließ den Arm mit der Axt sinken, ließ die Axt aber nicht los.

Der Mann bemerkte das genau und lächelte.

Ich blickte zum nahen Ufer. Die Kiefern standen völlig still, ein eisklarer Morgen, kalt und sonnig. Der Frühling schickte Kundschafter aus, schlich sich an. Bald würde die Welt auftauen. Schade, wie gern hätte ich das miterlebt.

»Wie sieht's aus, ein paar letzte Worte?«, fragte er.

»Was, keine großspurige Gerichtsverhandlung? Im Namen Lenins verurteilen wir Baron Klingenberg wegen konterrevolutionärer Umtriebe zum Tode. Wir werden eine glorreiche Zukunft für alle

Werktätigen aufbauen. Gestalten wie ihr habt in unserer Welt keinen Platz mehr. Wir werden das Ungeziefer mit Stumpf und Stiel ausrotten. Und dabei auch eure Kinder nicht vergessen. Blablabla.«

»Blablabla«, sagte der Soldat.

Jetzt war dieses Geräusch deutlich näher, irgendwo über den Wipfeln am Ufer. Die anderen hörten es ebenfalls und blickten sich suchend um.

»Da«, sagte Pjotr.

Ein schwerelos Koloss tauchte aus dem Wald empor. Schwerelos, aber nicht lautlos. Eine gigantische dunkle Hülle mit ohrenbetäubenden Motoren, wie ein Wal, der aus dem Meere springt, stieg sie aus den Baumwipfeln. Nur dieser Wal blies nicht, und er stürzte auch nicht zurück ins Meer der Bäume, sondern er flog weiter und weiter, auf uns zu und über uns hinweg.

Wir starrten hinauf, bestaunten das riesige Luftschiff, die Persenning auf dem Gerippe eines Titanen, die Gondeln unter seinem Bauch. Ein Scharren auf dem Eis lenkte mich ab. Ich blickte zu den Soldaten und bemerkte, dass Pjotr blindlings zur Seite wich, auf das Loch zu. Ein kleines Stück weiter, und ... Zu schön, um wahr zu sein. Noch immer zog über uns das Schiff hinweg. Gebanntes Stauen, zwei weitere stolpernde Schritte. Na komm schon, verdammt. Zwei Gewehre deuteten auf mich, aber achtlos, denn alle Blicke richteten sich gen Himmel. Auch die von Pjotr. Und jetzt trat er ins Leere, schrie auf und kämpfte um sein Gleichgewicht. Die Gewehre schwenkten herum. Zwei Männer versuchten, ihn noch rechtzeitig zu halten. Ich schwang die Axt und ließ sie auf den Nacken des einen Mannes niedersausen. Er schlug lang hin und riss mir dabei die Axt aus der Hand.

Pjotr brach ins Eis und versank im eisigen Wasser. Das Gewehr des Mannes, den ich erwischte hatte, rutschte über das Eis. Ich sprang vor, der Anführer sprang vor. Er griff nach der Waffe, ich trat ihm meinen Stiefel ins Gesicht. Ächzend rollte er zur Seite, robbte sofort herum und blickte in den Lauf des Gewehrs. Er ließ sich zurücksinken und atmete tief aus. Er musterte mich. Mein Tritt hatte ihm die Nase gebrochen.

»Jammerschade«, sagte er und schenkte mir ein blutiges Lächeln.

»Jammerschade«, sagte ich und drückte ab.

Ein Soldat übrig. Er stand neben dem Loch, in dem Pjotr gurgelte und plantschte, und blickte mich unschlüssig an. Pjotr grapschte nach seinen Stiefeln. Seine klammen Finger fanden selbst an dem rissigen Leder keinen Halt. Noch ein kurzes Überlegen, ein Abwägen seiner Chancen, dann ließ der Mann das Gewehr auf das Eis fallen. Mit weit aufgerissenen Augen stierte er mir entgegen.

Ich richtete den Lauf auf ihn, trat näher und hob seine Waffe auf.

Noch immer starrte er mich an. Pjotr zernte an ihm, japste und spuckte, bemerkte wahrscheinlich gar nicht die Gefahr.

Ich nickte dem Mann zu.

»Ich kann leider nicht zum Essen bleiben«, sagte ich. »Aber danke für die Einladung.«

Dann wandte ich mich ab und schritt vom Eis.

»Na komm schon, mach dich nicht so schwer«, hörte ich hinter mir ein leises Fluchen, während ich den Hang hinauf zu meinem Pferd stieg.

Das Luftschiff hatte sich inzwischen entfernt. Das Geräusch der Motoren verklang langsam zum Horizont hin. Ich setzte den Fuß in den Steigbügel und saß auf. Das Pferd tänzelte. Ein unruhiger Geist.

Ich blickte zum Himmel und verfolgte das Schiff mit dem Blick. Es flog Richtung Südosten, Richtung Wladiwostok.

Gut. Genau dort wollte ich sowieso hin.

Ataman Semjonow hielt Hof. Er liebte das. Wie man hörte, hatte er an vielen Dingen Geschmack gefunden, die sein Posten als Kommandeur des weißen Widerstandes gegen die Bolschewiki hier im Osten an gewissen Annehmlichkeiten mit sich brachte. Gerüchte sprachen von wilden Gelagen mit seinen Offizieren, von Plünderungen und Schätzen, die er mit seinen Zügen außer Landes brachte. Aus eigener Erfahrung wusste ich, dass die Gerüchte noch untertrieben. In Tschita, seiner Residenz, hatte er sich sein Königreich eingerichtet, gebärdete sich als ein absoluter Herrscher im Chaos des Krieges.

Heute in Wladiwostok gab er den zivilisierten Staatsmann. Eine Rolle, die er nur notgedrungen spielte, und die ihm auch nicht stand. Doch er hatte keine Wahl. Wladiwostok war eine neutrale Zone, der Hafen der Entente. Die ausländischen Mächte konnten sich nicht entscheiden, auf welche Seite sie sich stellen sollten. Fremde Truppen bummelten durch die Stadt, amüsierten sich, hielten schmissige Paraden ab, mit Marschmusik und bunten Fähnchen.

Semjonow hegte noch immer die Hoffnung, von ihnen größere Unterstützung zu erhalten. Wenn man sich hier umsah, konnte man fast glauben, seine Bemühungen zeigten Erfolg. Durch den Saal schwappten Wellen von ausländischen Offizieren und Diplomaten. Dazwischen, eigentlich unvermeidlich, Bankiers und Geschäftsleute. Kriege ziehen sie an wie die Schmeißfliegen. Solange das Töten außer Sichtweite stattfand. Noch hielten sie Wladiwostok für sicher und schmückten sich mit schönen Frauen. Mit ihren Gattinnen oder einem der unzähligen Mädchen, die der Bürgerkrieg in die Stadt gespült hatte. Blitzende Uniformen, edler Zwirn und elegante Abendkleider, Ströme von Champagner und klassische Musik: Ich glaube, ein solches Bild konnte man inzwischen wirklich nur noch hier, im äußersten Osten des zerberstenden Reiches finden, geschützt von der Feuerkraft fremder Truppen und in der Nähe des rettenden Hafens, der einem die möglicherweise jederzeit notwendige Flucht auf das Meer ermöglichte.

»Ich dachte, ich kenne jeden Offizier in Wladiwostok.« Eine dunkle Frauenstimme. Ich wandte langsam den Kopf. Neben mir stand eine Dame, eindeutig, vornehm gekleidet, hochgeschlossen, und doch war das Glitzern in ihren Augen alles andere als damenhaft. Sie hatte etwas Südländisches an sich, ihre Haut sprach von der Sonne Italiens, oder Spaniens vielleicht. Sie mochte etwa vierzig sein. Ihr Anblick ließ einen errahnen, wie bezaubernd sie in ihrer Jugend gewesen sein musste, und man bedauerte, ihr nicht damals bereits begegnet zu sein.

»Jeden Offizier?«, fragte ich. »Das klingt fast ein wenig ungezogen.«

»Sie waren lange nicht mehr in der vornehmen Gesellschaft unterwegs, scheint mir.«

Ich zuckte die Achseln. »Da haben Sie sich aber ganz schön verlaufen. Das hier ist gewiss nicht die vornehme Gesellschaft.«

Ich ließ meinen Blick weiter durch den Raum schweifen. Während ich mir ansah, was Semjonow alles an Leckereien und Pomp aufbot, fragte ich mich, woher er das in diesen Zeiten bekommen hatte. Und wozu er sich derart in Unkosten stürzte. Wenn man den Zeitungen Glauben schenken durfte, gab sich die Entente neutral. Offiziell befanden sich die meisten Truppen in Sibirien, um die Tschechoslowakische Legion, die von der Revolution plötzlich in einem fremden Land eingeschlossen worden war, sicher nach Hause zu bringen. Lächerlich. Die Tschechoslowaken konnten sehr gut auf sich selbst aufpassen, genau genommen waren sie die Einzigen, die tatsächlich kämpften. Hätten sie nicht einen Großteil der Transsibirischen Eisenbahn unter ihre Kontrolle gebracht, wäre es mit dem weißen Widerstand hier längst vorbei. Die Tschechoslowaken hätte Semjonow einladen müssen, und nicht diese aufgeblasene Bagage. Die Offiziere und Diplomaten würden Semjonows Buffet leer grasen, ihn freundlich anlächeln und keinen Finger rühren, während ihm die Roten eine Kugel in den Kopf jagten.

Semjonow hatte zur Belustigung seiner Gäste sogar einen Magier aufgetrieben. Seine besten Jahre lagen längst hinter ihm, einem Mann von gealterter Eleganz und in einem betagten Anzug, mit einem lächerlich schwarzen Schnurrbart und ebenso gefärbtem, pomadisierten Haar. Seine Tricks fand ich eher schwach. Ich selbst hatte schon erstaunlichere in der Offiziersmesse vorgeführt. Schade, aber auf der Suche nach der wahren Magie war ich bereits zuvor so manchem Blender begegnet.

Und so manchem, bei dem man sich nicht sicher sein konnte.

»Ich bin sogar in der mongolischen Steppe auf Magier gestoßen, die besser waren als dieser Kerl da«, sagte ich.

»Sie sind ein undankbares Publikum. Der Maestro ist gar nicht mal so schlecht. Ich habe ihn häufig in Europas Hauptstädten auftreten sehen.«

»Wo? In irgendwelchen Hinterhöfen?«

»Und was verschlägt einen Magier in die Mongolei?«

»Die Suche nach den Mysterien. Asien ist voll davon.«

Sie hob die Augenbrauen und schwieg.

Der Illusionist führte ein paar Kartentricks vor. Dann deutete er auf eine junge Dame in einem sehr offenerzigen Kleid, die sich angeregt mit einem amerikanischen Offizier unterhielt. Der Magier bat sie zu sich und präsentierte sie dem Publikum. Sie errötete und kicherte und sah hinreißend aus, ganz wie von ihm erwünscht. Nun begannen die Hellsichtigkeiten. Sie sollte drei Fragen an die Zukunft stellen, auf drei akkurat zugeschnittene Stücke Papier schreiben und diese in seinen Hut werfen. Sie lachte nervös, kritzelte auf ihre Zettel und legte sie in den Zylinder.

Der Mann griff hinein, hielt jetzt offenbar einen der Zettel in der geschlossenen Faust und presste diese gegen die Stirn. Er sinnierte lange, und seinem Gesichtsausdruck nach tat es sehr weh.

»Nein«, sagte er dann. »Er wird nicht zurückkommen.«

Das Mädchen wurde fahl. Ihre Hand schoss vor, doch er fing sie vor seiner Wange ab. Mit der anderen Hand stieß sie den Zylinder vom Tisch.

»Lassen Sie mich los«, zischte sie.

»Es tut mir Leid«, sagte er und gab ihre Hand frei. Sie wandte sich um und rannte aus dem Saal.

»Auf den ersten Blick wirkte er nicht sehr auffällig«, sagte ich.

»Wer?«, fragte die Dame neben mir.

»Der Magier, den ich in der Mongolei getroffen habe.«

»Hat er für Sie Kontakt zu Ihrem verstorbenen Großvater hergestellt?«, fragte sie.

»Nein. Mit meinem Großvater habe ich alles besprochen, was besprochen werden musste. Der Magier hat einen verwundeten Jäger geheilt. Ich traf ihn in einer Jurtensiedlung. Ein Wolf hatte einen der

Männer angefallen und schwer verletzt. Weit und breit gab es keinen Arzt, ihr Schamane sang und betete und räucherte und was weiß ich nicht alles. Aber außer mir war noch ein anderer Gast im Dorf, ein Fremder, der eine Art Reiseapotheke mit sich herumschleppte. Als er von dem Verwundeten hörte, bat er darum, sich den Mann ansehen zu dürfen. Sie führten ihn in die Jurte, in der sie den Patienten auf ein Lager aus Fellen gebettet hatten. Neugierig geworden, folgte ich ihnen hinein. Der Fremde holte eine Flasche mit einem Pulver aus seinem Koffer und warf einen Löffel voll davon ins Feuer. Ein stinkender Qualm zog durch den Raum. Als er sich etwas gelegt hatte, erkannten wir, dass der Mann ein Skalpell gezückt und dem Verletzten den Brustkorb geöffnet hatte. Er griff hinein und hob das Herz heraus. Er hielt es gegen das Licht, drehte es nach links und nach rechts und drückte zwei klaffende Schnitte darin zusammen. Schließlich legte er es sanft zurück an seinen Platz. Plötzlich hüllte uns erneut der Qualm ein, obwohl der Fremde nicht einmal in der Nähe des Feuers gewesen war. Dann erkannten wir den Patienten wieder, der mit entblößtem Oberkörper auf dem Tisch lag. Sein Brustkorb war völlig unverletzt und sein Atem ging jetzt ruhiger. Die Wunden, die seinen gesamten Mantel vollgeblutet hatten, schienen plötzlich doch nicht so schwerwiegend zu sein. Er schlief friedlich die ganze Nacht hindurch und trank am nächsten Morgen schon etwas Brühe zu seiner Stärkung.«

Ehrlich gesagt, ich hatte einen skeptischen Blick erwartet, Spott und Unglauben. Doch sie starrte mich nur fassungslos an.

»Sie machen sich über mich lustig«, sagte sie.

»Was? Wieso? Ich weiß, die Geschichte ist schwer zu glauben, aber ...«

»Wie sah er aus?«

»Das ist nun schon eine ganze Weile her.« Ich schloss die Lider und versuchte mir den Fremden ins Gedächtnis zurückzurufen. »Ein schlanker, großer Mann, sehr bleich, sehr vornehm. Seine Augen waren schwarz. In ihnen glühte ein hypnotisches Feuer. Er nannte sich Nikolaus, wie unser Zar, ein Name, den ein Russe schlecht vergessen kann.«

Noch immer dieser fassungslose Blick. »Entschuldigen Sie mich bitte«, stieß sie hervor, dann bahnte sie sich einen Weg durch das Gedränge.

Wenig später schlenderte ich durch den Raum und wurde von Semjonow abgefangen. Der Ataman war herausgeputzt wie ein Pfau. Keine Ahnung, welche Armee für seine Uniform Pate gestanden hatte, jedenfalls keine, für oder gegen die ich jemals gekämpft hatte. Er begrüßte mich lautstark, riss mich in seine Pranken, schüttelte mich, klopfte mir auf den Rücken und wollte mir unbedingt zwei »liebe Freunde« vorstellen: den Herzog und die Herzogin von Glenbarth. Ich war überrascht, hier auf englischen Adel zu treffen. Der Herzog wirkte genau so, wie man sich einen verkniffenen britischen Aristokraten vorstellt: tadelloser Anzug, eine Weste mit goldener Uhrkette, Kneifer im Gesicht, versäuerte Gesichtszüge. Seine Gattin hatte ich bereits kennengelernt, das heißt, ich hatte mit ihr geplaudert, ihren Namen erfuhr ich erst jetzt: Lady Gertrude.

Ich ergriff die Hand, die sie mir reichte. »Es ist mir eine Ehre«, sagte ich und deutete einen Handkuss an.

»Meine Frau hat mir berichtet, dass Sie in der Mongolei auf einen außergewöhnlichen ..., nun, nennen wir es Zauberünstler, getroffen sind«, sagte der Herzog.

»Das stimmt. Der Mann hatte beeindruckendere Fähigkeiten als der Magier, der uns heute Abend hier unterhält. Entschuldige, Grigori.«

Semjonow nickte zerstreut. Seine Augen spähen durch den Raum und entdeckten schließlich, was er suchte: seine Mätresse Maschka, eine Sternschnuppe vom Cabaret, die sich lauthals lachend mit einigen Offizieren unterhielt. Sie genoss die männliche Aufmerksamkeit sichtlich, die ihr in Tschita verwehrt blieb. Dort hätte niemand gewagt, sie auch nur etwas verfänglich anzulächeln. Aber heute befanden wir uns in Wladiwostok, heute waren wir zivilisiert.

»Der Zauberer ließ uns glauben, er entnehme einem Mann sein Herz, und er heilte diesen Mann von fast tödlichen Wunden.«

»Ein Zaubertrick also, glauben Sie?«, fragte der Herzog.

»Die Sache mit dem Herz, gewiss. Die Heilung, verblüffend. Ich hätte nicht erwartet, dass dieser Mongole die Nacht überlebt.«

»Wie alt war dieser Arzt?«, fragte Lady Gertrude.

»Etwa Mitte dreißig.«

»Dann kann es nicht sein«, sagte sie.

»Was kann nicht sein?«

»Nun, vor vielen Jahren war auch ich einmal schwer krank. Ich rang mit dem Tode. Zu meinem Glück befand sich ein herausragender Arzt in der Stadt. Schon fast eine Art Wunderdoktor. Aber es ist so lange her, dass dieser Mann keineswegs erst Mitte dreißig sein könnte.«

Ich wusste, was meine Pflicht war. »So lange kann es doch gar nicht her sein«, sagte ich.

»Oh doch, es ist länger her, als ich eingestehen möchte, und Dr. Nikola, wie dieser Arzt hieß, war damals schon in seinen Dreißigern.«

»Nikola ...« Ich ließ den Namen in Gedanken nachschwingen. »Nun gut, in mein Gedächtnis hat sich Nikolaus eingebrannt, aber ich würde keinesfalls meine Hand dafür ins Feuer legen, dass er nicht Nikola hieß. Das Gedächtnis spielt einem so manchen Streich. Groß, sehr schlank, bleich wie der Tod. Glühende dunkle Augen, gepflegtes schwarzes Haar. Er hat diesen Trick drauf, den jeder gute Hypnotiseur beherrscht: Seine Augen fixieren sein Gegenüber nicht richtig, sondern blicken direkt in die Abgründe der Seele. Alle Geheimnisse scheinen ihm offen zu stehen.«

Lady Gertrude nickte unmerklich.

»Auch ein Trick?«, fragte sie.

Ein Trick und psychologisches Gespür. Dieser Arzt hatte damals wohl ebenfalls bis in die Tiefen ihrer Seele geschaut, und Dinge erblickt, die ihrem Ehemann kaum gefallen konnten.

»In seiner Begleitung befand sich eine riesige schwarze Katze«, sagte ich. »Eine entsetzliche kampfdurstige Bestie. Ich habe gesehen, wie sie zwei ausgehungerte Hunde verscheucht hat. Sie hat die beiden Köter ziemlich übel zugerichtet.«

»Eine schwarze Katze?«

»Es kann nicht sein«, sagte der Herzog.

»Er war ein sehr gesprächiger Mann und hörte sich wirklich gern reden«, sagte ich. »Er erzählte etwas von einem Kloster in Tibet, in dem er lange Jahre gelebt habe, von Buße und von unaussprechlichen Geheimnissen, die er dort erfahren habe ...«

»Das ist er«, sagte Lady Gertrude.

»Sehen Sie mich an«, sagte der Herzog. »War dieser Mann älter als ich? Deutlich älter als ich?«

»Keineswegs«, sagte ich. »Eher deutlich jünger, wenn Sie entschuldigen.«

»Vielleicht ist es ihm gelungen«, sagte Lady Gertrude.

»Also bitte, meine Liebe.«

»Er hat vieles vollbracht, das wie ein Wunder schien«, beharrte sie. »Er ließ mich vom Sterbebett wiederaufstehen. Du dachtest damals schon, du hättest mich verloren.«

»Was ist ihm vielleicht gelungen?«, fragte ich.

»Dr. Nikola suchte seinerzeit die Formel für das ewige Leben.«

»Das ewige Leben?« Semjonows Aufmerksamkeit war geweckt. Es gelang ihm sogar, den wachsamen Blick von seiner Mätresse loszureißen und damit aufzuhören, in Gedanken ihre Bewunderer hinzumetzeln.

»Ja«, sagte der Herzog. »Er behauptete stets, diesem Geheimnis auf der Spur zu sein, und verfolgte dieses Ziel mit einer unbarmherzigen Verbissenheit, die ihn von anderen Menschen abtrennte. Er hat alles für dieses Ziel geopfert.«

»Sogar die Liebe, nicht wahr?«, fragte ich.

Der Herzog schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, dass er ein Mann war, der sich etwas aus der Liebe machte.«

Und ob er das glaubte. »Er hat mir etwas anderes erzählt«, sagte ich.

»Er hat Ihnen, einem Wildfremden in der mongolischen Steppe, sein Herzeleid geklagt?«, spottete der Herzog.

»Man erzählt manchmal einem Fremden mehr als den Menschen, die einem nahestehen. Das ist dumm, es wäre für ihn gescheiter gewesen, der Frau seine Liebe zu gestehen, als mir gegenüber Jahrzehnte später zu beklagen, dass er dies versäumt hat.«

Lady Gertrude erwiderte meinen Blick vollkommen unbewegt. »Und das hat er Ihnen erzählt?«

»Er liebte eine Frau, und diese Frau liebte ihn. Wie sehr, wie weit diese Liebe ging, davon sprach er nicht, doch seine Augen verloren sich in der Vergangenheit wie in einem Traum, wenn er von ihr erzählte. So, wie er sie geliebt hat, kann ich mir nicht vorstellen, dass er sie nicht gefragt hat, ob sie sein Leben mit ihm teilt.«

»Vielleicht kannte er die Antwort, ohne sie wirklich fragen zu müssen«, sagte Lady Gertrude.

»Woher wissen Sie das alles so genau, wenn Sie sich noch nicht einmal seines Namens sicher sind?«, fragte der Herzog.

»Ich erinnere mich sehr gut an ihn und an vieles, was er mir erzählte. Ich vergaß zwar seinen Namen, ja; das heißt, ich habe ihn natürlich nicht wirklich vergessen, irgendwo in meinem Kopf ...«

Ich unterbrach mich. Lady Gertrude sprach die Idee aus, die mir gekommen war.

»Wir könnten den Maestro fragen, ob er uns seine Hypnosefähigkeiten demonstriert. Das kann er gut, ich habe das schon gesehen.«

»Ja, genau, er kann das gut, mich wie eine Ente quaken lassen, oder wiehern wie ein Pferd.«

»Bitte. Wir werden ihm sagen, dass es uns ernst ist. Keine Spielerei.«

»Sie passen auf mich auf, dass ich keine Dummheiten mache?«

»Nur Dummheiten, die Sie nicht bedauern.«

Ich nickte.

Wir nutzten eine Pause, um den Magier mit unserer Bitte anzusprechen. Wir mussten ihn nicht lange überreden. Endlich zeigte das Publikum Interesse an seiner Kunst, diese Gelegenheit wollte er nicht ungenutzt lassen. Für meinen Geschmack war er sogar ein wenig zu begierig auf dieses Kunststück. Sein Enthusiasmus konnte einen kleinen Dämpfer vertragen.

»Ich möchte mich erinnern«, sagte ich. »Geben Sie mir zum Schluss den Befehl, jedes Wort, das gefallen ist, im Gedächtnis zu behalten. Das geht, ich weiß es, also erzählen Sie mir kein dummes Zeug.«

Er lächelte. Er drehte sich zu seinem Publikum um und man musste kein Hellseher sein, um zu wissen, dass er seinen Zuschauern verschwörerisch zuzwinkerte.

»Ich meine das ernst. Wenn hinterher in meinem Gedächtnis ein schwarzes Loch gähnt, dann werde ich Sie töten.«

Sein Lächeln zerfaserte.

»Vielleicht sollten Sie sich vorher erkundigen, wer ich bin«, sagte ich.

Ein Blick in mein Gesicht schien ihm zu genügen. Er zog eine goldene Taschenuhr aus seiner Westentasche hervor und pendelte sie vor meinen Augen hin und her. Gehorsam wurden meine Arme schwerer. Eine meditative Trance zu erreichen, war nie schwierig für mich gewesen, von Anfang an, seit meinen ersten Versuchen in China.

Es gab einfach zu vieles, das ich gern fallen ließ. Ich wurde müde, versank, wurde ruhig, wie er es mir einredete. Er erzählte mir von einer Treppe, die in die Eingeweide der Erde hinab führte, doch statt auf das Dunkel träfe ich auf eine hell erleuchtete Welt, die unendliche mongolische Steppe, und unter mir spüre ich die Flanken des Hengstes, der mich wie der Wind dahintrug, zurück durch die Zeit, in jenes Dorf, zu jenem Fremden. Und tatsächlich sah ich sie wieder vor mir, den Jäger und den Fremden, und beschrieb sie den Zuhörern. Der Jäger war ihnen egal, aber ich traf Nikola so genau, dass ich Lady Gertrude selbst in meiner Trance laut die Luft ausstoßen hörte.

»Wie hieß dieser Mann?«, fragte der Magier. »Hat er Ihnen seinen Namen verraten?«

»Er sagte, sein Name sei Dr. Antonio Nikola.«

»Was ist aus ihm geworden?«, fragte Lady Gertrude.

Ich schwieg, bis der Magier die Frage wiederholte.

»Er sagte, er sei auf den Weg an den Hof des Bogdo Khan. Der Lebende Buddha habe in Tibet von seinen Fähigkeiten erfahren und darum gebeten, von ihm lernen zu dürfen.«

»Der Lebende Buddha?«, fragte der Magier. »Sie meinen den Dalai Lama?«

»Nein. Jebtsundamba Khutuktu, der achte Bogdo Gegen. Buddha beschloss, der fernen Mongolei eine eigene Reinkarnation zu schenken, und so wanderte er als Bogdo Gegen zu seinen neuen Jüngern in die Steppe. Vor einigen Jahren bestieg er ebenfalls den weltlichen Thron und trägt seitdem auch den Titel Bogdo Khan. Er regiert die Mongolei von seinem Palast in Urga aus. Jedenfalls war das früher so.«

»Früher?«

»Die Chinesen halten ihn gefangen. Nachdem die Mongolen ihre Unabhängigkeit von China errangen, herrschte der Lebende Buddha über sie. Doch jetzt haben die Chinesen das Land wieder besetzt und halten den Herrscher in einer Bergfestung fest.«

»Und Dr. Nikola ist noch bei ihm?«

»Sie haben den Bogdo Khan und sein gesamtes Gefolge verschleppt. Wenn Nikola noch bei ihm war, ist er mit ihm auf der Festung.«

»Interessante Vorstellung«, sagte Semjonow. »Was du da über diesen Wunderheiler erzählt hast ... Wirklich verblüffend. Ist die Geschichte wahr?«

»Natürlich ist sie wahr. Wann hätte ich jemals Lügenmärchen erzählt?«

»Jedes Mal, wenn es sich für dich auszahlte.«

Wir saßen im Arbeitszimmer des Atamans. Er thronte hinter seinem Schreibtisch und betrachtete den sanft schwappenden Inhalt seines Cognacglases. Noch immer trug er seine imposante Phantasiuniform, er hatte nicht einmal den Kragen geöffnet. Mein Blick schweifte durch das edel ausgestattete Zimmer. Ich wusste nicht, ob die Möbel wirklich teuer waren oder nur so aussahen. Mein Vater hatte – erfolglos – versucht, mir Kultur einzutrichtern, doch von Preisschildern hatte auch er wenig gehalten. Nun, der Cognac schmeckte, egal, wie viel er gekostet hatte. Ich musterte die Gemälde an der Wand: Iwan der Schreckliche, Zeus, der sich als Schwan Leda näherte, eine Schlacht, Austerlitz vielleicht.

»Noch verblüffender als die Geschichte selbst fand ich die Wirkung, die das Ganze auf den Herzog und seine Gattin hatte«, sagte Semjonow. Er nippte an seinem Glas. Sein Blick fixierte mich. Aus solchen Augen muss Napoleon seine Wärter auf St. Helena angesehen haben.

Kein Grund, den Cognac verkommen zu lassen. Ich leerte das Glas und stellte es auf den Tisch, in der Hoffnung, dass er es wieder füllen würde. »Die beiden Engländer haben sich aufgeführt, als sei ich dem wiederauferstandenen Jesus Christus begegnet. Nun ja, eigentlich passend.«

»Ein Mann, der das Geheimnis des ewigen Lebens gefunden hat. Ich bitte dich.«

»Nun, wenn es derselbe Mann war, den sie damals kannten, dann ist er auf jeden Fall beeindruckend dicht dran.«

Semjonow winkte ab. »Ich habe die Erfahrung gemacht, wenn

eine Geschichte zu schön klingt, um wahr zu sein, dann ist sie auch nicht wahr.«

Diese Erfahrung teilte ich leider mit ihm. »Was weißt du über die beiden?«

»Er ist mit dem englischen Truppenkontingent herübergekommen. Der verrückte Kerl hat seine Frau und seine Tochter mit in unseren famosen kleinen Bürgerkrieg gebracht. Sie zahlt es ihm heim, indem sie ihn mit jedem betrügt, der nicht bei Drei auf den Bäumen ist.«

Schade, ich hatte mir eingebildet, ihre vielsagenden Blicke wären von meinem unwiderstehlichen Charme entzündet worden. »Hattest du auch schon das Vergnügen?«

»Nicht mein Typ, und es gibt genügend andere.«

»Und was treibt ihn her? Abenteuerlust? Langeweile?«

»Keine Ahnung. Diese Engländer bilden sich ja gern etwas auf ihre Spleens ein, wenn sie nicht den Exzentriker geben können, fehlt ihnen etwas, aber für mich ist dieser Kerl einfach nur verrückt. Zudem ist dieser Narr auf einer Mission. Er plant, diesen Krieg zu entscheiden, weil er eine brillante Möglichkeit gefunden hat, die Versorgung von Omsk sicherzustellen.«

»Dann wird Admiral Koltschak gleich viel ruhiger schlafen können, nehme ich an.« Die Nachtruhe des Admirals dürfte Semjonow allerdings eher gleichgültig sein. Seitdem Koltschak, der ehemalige Oberbefehlshaber der Schwarzmeerflotte, in Omsk die Sibirische Regierung gestürzt und sich zum Obersten Regenten Russlands ausrufen lassen hatte, herrschte zwischen ihm und dem Ataman offene Rivalität. Keiner der beiden hätte auch nur im Traum den Führungsanspruch des anderen anerkannt.

»Seine Tochter, sagtest du? Ein Kind, sonst wäre sie auf dem Empfang gewesen.«

»Nein, kein Kind. Man sieht jedoch sie kaum. Es heißt, dass sie eine schöne junge Frau ist. Sie verlässt niemals das Haus, kaum je ihr Zimmer. Ich vermute, sie ist krank.«

»Nun, darum wird er sie in seiner Nähe haben wollen. Was hat er für einen Plan?«

»Er ist der Meinung, dass die Versorgung von Omsk durch die Transsibirische Eisenbahn zu unsicher ist. Die Züge würden zu häufig überfallen.«

Da hatte er Recht. Und es waren nicht unbedingt nur die Bolschewisten, die die Züge überfielen. Es war auch schon ein oder zwei Mal vorgekommen, dass ich selbst der Meinung gewesen war, bestimmte Nachschubliefereien für Omsk wären in Dauria besser aufgehoben. Und Semjonow gönnte Kolttschak nicht einmal das Schwarze unter den Fingernägeln.

»Also möchte er sie durch die Luft versorgen«, fuhr der Ataman fort. »Hast du nicht von seiner Halle gehört, die sie in der Nähe des Hafens gebaut haben?«

»Ich hatte nicht viel Gelegenheit, mich in der Stadt umzusehen«, sagte ich. Das stimmte. Von der riesigen Halle hatte ich natürlich trotzdem gehört.

»Du wirst unvorsichtig. Früher hättest du das Gelände erkundet, bevor du dich hineinwagst.«

»Wladiwostok ist doch kein feindliches Gelände. Oder?«

»Schwer zu sagen, wer sich hier alles herumtreibt, und welche Pläne er verfolgt.«

»Immer eins nach dem anderen. Heute verfolge ich nur ein Ziel: Soviel von deinem Cognac zu trinken, wie du rausrückst. Außerdem sprechen wir im Augenblick über den Plan dieses Engländers. Wie will er nun den Krieg für die gerechte Sache entscheiden?«

»Er hat ein Luftschiff, einen von diesen Zeppelein, mit denen die Deutschen England zerbomben wollten. Ich weiß nicht, wie der Herzog auf die Idee gekommen ist, damit eine Transportlinie einzurichten, und noch weniger, wie er die zuständigen Leute im Ministerium in London von seinem Plan überzeugt hat.«

»So verrückt finde ich die Idee nicht ...«

»Was glaubst du, wie viele Tonnen kann so ein Schiff durch die Luft transportieren? Ein Tropfen auf den heißen Stein. So unsicher ist die Bahn nun auch wieder nicht.«

»Nun, jede Hilfe ist willkommen, und dieses Schiff muss auf die Menschen von Omsk einen gewaltigen Eindruck machen. Ich weiß es, denn ich habe es gesehen. Es hat etwas Göttliches, wenn es über dir durch die Luft schwebt. Wie ein Zeichen, dass Gott auf unserer Seite ist. Das allein ist schon eine Menge wert. Wenn man ...«

Semjonow unterbrach mich. »Omsk ist gefallen.«

»Was?«

»Die Roten haben die Stadt eingenommen. Admiral Koltschak und seine Truppen befinden sich auf der Flucht. Mit ihnen ein Haufen Zivilisten. Vielleicht hunderttausend Mann, die sich in Richtung Osten quälen.«

Omsk gefallen? Und Semjonow grinste wie ein Honigkuchenpferd. Verdammt, selbst wenn er den Admiral auf den Tod nicht ausstehen konnte, musste ihm doch klar sein, wie brenzlich dadurch unsere Lage wurde. »Wann hast du das erfahren?«

»Am späten Nachmittag.«

»Wir haben da drin gefeiert, während unsere Leute versuchen, dem Tod zu entrinnen?«

»Ob wir feiern oder nicht, ändert nichts daran. Ich wollte den Leuten nicht den Abend verderben.«

»Das war sehr rücksichtsvoll von dir.«

»Jetzt hör aber auf. Du weißt, wie Koltschak und ich zueinander stehen.«

»Ja, aber er steht auf unserer Seite. Und es könnten durchaus ein paar mehr sein, von denen man das behaupten kann.«

»Koltschak ist ein größerer Snob als unser Herzog, verdammt! Wer hat denn den Widerstand hier in Sibirien aufgebaut? Doch wohl wir beide. Und wie sieht er uns an? Wie etwas Ekliges, in das er getreten und das an seinen blank gewienerten Stiefeln kleben geblieben ist. Ich finde nicht, dass er auf meiner Seite steht. Was ist mit dir? Stehst du auf meiner Seite?«

»Welche Seite soll das sein? Eben dachte ich noch, unsere, jetzt ist es schon deine. Ich will die Roten zum Teufel jagen. Ist das die richtige Seite?«

»Zum Teufel, ja! Aber wir haben keinen Zaren mehr, den wir auf den Thron setzen könnten. Und ob mir der Gedanke gefällt, mich vor Koltschak zu verneigen ... Man sollte an Alternativen denken.«

Ich überhörte seine Andeutung. »Zar Nikolaus hat zugunsten seines Bruders abgedankt.«

»Großfürst Michail Romanow ist so tot wie alle anderen. Sie haben ihn umgebracht und irgendwo verscharrt und wagen es nicht, es offiziell zuzugeben. Sie haben sie alle umgebracht, die ganze Zarenfamilie.«

»Das kann ich nicht glauben. Kann ich wirklich nicht.«

»Du willst es nicht glauben. Aber eines Tages werden wir die Bolschewisten besiegt haben, und wenn dann jemand wie Kolttschak das Zepter übernimmt, was meinst du, wie wird er uns beiden seine Dankbarkeit zeigen?«

»Er wird uns beide in seinen Generalstab berufen, uns mit Ländereien und Posten überschütten und uns nach unserem Tod zu Heiligen erklären.«

»Der Cognac scheint dir nicht zu bekommen«, sagte Semjonow.
»Hier, trink noch einen Schluck.«

Ich erinnerte mich nie an meine Träume, jedenfalls nicht besonders deutlich. Was davon blieb, war mehr ein undeutliches Gefühl, ein Nachhall der Ängste, die ich ausgestanden hatte. Und auch diesmal verflüchtigte sich der Traum sofort. Eben noch irgendwo in einem wolkavernebelten Moor gefangen, oder einer Wüste, vielleicht auch Felsen; dann traf mich ein Schwall kaltes Wasser. Ich zuckte zusammen, wand mich, geriet über eine Kante, verlor jede Balance und fiel. Mein Bett, erkannte ich, als ich aufschlug, ich war aus meinem Bett gefallen. Jemand war im Zimmer und hatte mich unsanft geweckt. Mit einem Krug Wasser vermutlich.

Ich erkannte nur undeutliche Schemen. Der Alkohol verklebte mein Hirn, meine Bewegungen schienen durch ein Fass Sirup zu gleiten.

»Herr Baron.«

Meine Waffe. Sie musste unter meinem Kopfkissen sein, wenn ich sie, wie gewöhnlich, vor dem Zubettgehen dort platziert hatte. Das hatte ich mit allergrößter Wahrscheinlichkeit, egal, wie betrunken ich auch gewesen sein musste.

»Herr Baron.«

Eine Frau? Keine Ahnung, ich kroch zum Bett, streckte meine Hand unter das Kopfkissen, spürte das kalte Metall.

»... hat eine Pistole ...«

Zwei Schemen. Die Hand mit meiner Pistole schwankte, ich selbst schwankte, taumelte, stieß gegen ein Möbelstück. Die Kommode, der Tisch? Ich kniff die Augen zusammen und versuchte zu zielen.

Ein Schlag seitlich am Kopf und alles wurde schwarz.

Als ich wieder zu mir kam, brummte mein Schädel noch immer. Jetzt saß ich auf einem Stuhl. Die Beine und Arme waren daran gefesselt, und auch um meinen Leib und die Lehne schlang sich ein Strick.

»Aufgewacht?«

Ich konnte wieder besser sehen. Vor mir standen zwei Personen, Lady Gertrude und ein großer, grobschlächtiger Mann, dem ich noch niemals in meinem Leben begegnet war.

»Sie empfangen Ihre Gäste nicht sehr höflich«, sagte Lady Gertrude. Trotz des aufgesetzten unbekümmerten Tonfalls war ihr Gesicht bleich. Eine Dame, die in Unordnung geraten war. Sie trug einen dicken Mantel und hatte ihre Hände in einem Muff verborgen.

»Ich schütte Ihnen auch mal einen Eimer Wasser über den Kopf«, sagte ich. »Dann werden wir sehen, wie höflich Sie reagieren.«

»Sie haben Recht«, sagte sie. »Ich habe selbst meine guten Manieren vergessen. Aber Sie haben nicht auf unser Klopfen geantwortet.«

»Deswegen haben Sie gedacht, gehen wir doch einfach rein, machen wir es uns gemütlich, reißen den versoffenen Kerl aus seinem Schlaf ...«

»Ich muss mich wirklich entschuldigen.«

»Können Sie sich sparen. Binden Sie mich los und verschwinden Sie.«

»Andrej?«

Ihr Begleiter blickte sie an.

»Warten Sie bitte unten in der Kutsche. Ich muss noch einige Angelegenheiten mit dem Baron besprechen.«

Der Mann zögerte.

»Keine Sorge«, sagte sie. »Ich werde ihn einfach nicht losbinden, dann kann er mir auch nichts tun.«

»Seien Sie sich da bloß nicht zu sicher«, sagte ich.

Andrej wirkte noch immer nicht überzeugt, doch Befehl war Befehl. Er nickte schwerfällig, warf mir einen grimmigen Blick zu und stapfte aus dem Zimmer.

Lady Gertrude betrachtete ein paar Sekunden versonnen die verschlossene Tür, dann wanderte sie durch meine Kammer. Ihre gefütterten Stiefel knarrten auf den frostschiefen Dielen. Es wurde keine lange Wanderung, ein Bett, Stuhl, Hocker, ein Waschtisch.

»Wirklich gemütlich haben Sie es hier. So bringt also der Ataman seine besten Männer unter?«

Ich vermutete, dass ihr Semjonows Residenz in Tschita mit den Unterkünften seines treuen Gefolges weniger gefallen hätte. Am mangelnden Luxus hätte das allerdings nicht gelegen.

»Was wollen Sie so früh am Morgen von mir?«, fragte ich.

»So früh am Morgen ist es gar nicht mehr.«

»Für mich schon.«

Wir blickten uns an. Der Schmerz in meinem Kopf saß genau hinter meinem rechten Auge. Noch wagte er nicht, mir von innen in den Augapfel zu stechen, doch das konnte nicht mehr lange dauern.

»Bitte«, sagte ich. »Mein Kopf. Sie müssen doch sehen, dass er mindestens auf die doppelte Größe angeschwollen ist.«

»Ich habe noch nie Menschen so viel trinken sehen wie in Russland.«

»Wir haben eine Menge zu vergessen.«

Sie legte ihren Mantel ab und warf ihn auf das Bett. Das Kleid, das sie trug, war einfacher als das von gestern. Es lag eng an der Taille, fiel locker um ihre Beine, vorn bahnte sich eine Reihe Knöpfe den Weg hinauf zu ihrem Dekolleté. Oder von ihrem Ausschnitt aus abwärts, je nachdem, in welche Richtung die Gedanken wanderten.

»Sie kennen Semjonow gut?«, fragte sie.

»Ich kenne ihn schon lange.«

»Wird er auf Sie hören?«

»Auf mich hören? Wobei? Verdammt, der Ataman hört auf niemanden gern. Wenn Sie ihn zu etwas bringen wollen, müssen Sie ihm suggerieren, es wäre seine Idee gewesen.«

»Das ist doch eine weibliche Spezialität.« Sie trat zum Bett, zog die Decke glatt und nahm darauf Platz.

»Ich habe mich über Sie erkundigt«, sagte sie.

»Von Ihnen habe ich auch so einiges gehört.«

»Betrunkenes Männergeschwätz.«

»Mag sein. Lassen Sie mich Ihnen trotzdem einen guten Rat geben: Das hier ist nicht England. Es ist ein Land im Krieg. Da spielt man keine Spiele.«

»Ich bin kein Kind mehr.«

Ich blickte sie an, ihr Gesicht, ihren Hals, ihr Atmen. Mir gefiel, was ich sah, und ich war müde, und verdammt, was wollte die Frau von mir?

»Binden Sie mich los«, sagte ich.

»Das hätten Sie wohl gern.«

»Allerdings.«

Sie schüttelte den Kopf. »Wie gesagt, ich habe mich erkundigt. Sie waren Offizier in der russischen Armee ...«

»Bin ich immer noch. Ich bin Kommandeur der Asiatischen Kavalleriedivision.«

»Entschuldigung, lassen Sie mich präzisieren: Sie waren Offizier in der Armee des Zaren. Nachdem die Mongolen 1911 ihre Unabhängigkeit von China erklärt hatten ...«

»... erkämpft hatten ...«

»... kommandierte man Sie an den Hof in Urga ab, um die mongolischen Truppen in moderner Kriegsführung auszubilden. Seltsam, Sie dürften damals gerade selbst die Ausbildung abgeschlossen haben.«

»Ich hatte ein wenig Ärger. Man wollte mich sogar in hohem Bogen aus der Armee werfen. Mein Vater musste all seinen Einfluss geltend machen, dass man mich behielt. Aber ich musste so weit wie möglich weg versetzt werden. Also hieß es, ab in die Mongolei. Mein Vater hat nie wieder mit mir geredet. Dabei hätte ich ihm gern gesagt, dass mir diese Zeit dort viel gegeben hat. Als ich zurückkehrte, war ich nicht mehr derselbe Mensch wie zuvor. Dummerweise war das Russland, in das ich heimkehrte, auch nicht mehr dasselbe.«

»Und in der Mongolei sitzen wieder die Chinesen«, sagte Lady Gertrude. »An allen Fronten, an denen Sie gekämpft haben, sieht es nicht sehr gut aus.«

»Sie sagen es, Mylady. Alles, wofür ich gekämpft habe, ist dahin. Wenn Sie auf einem von Semjonows Empfängen sind, seinen Champagner trinken, merkt man das nicht unbedingt. Er ist ein Blender, er gaukelt unseren vornehmen ausländischen Gästen gern etwas vor. Aber das Russland meiner Väter gibt es nicht mehr.«

»Verzeihen Sie«, sagte sie.

Ich zuckte mit den Achseln, soweit es die Stricke zuließen.

»Was wollen Sie eigentlich hier? Verstehen Sie mich nicht falsch, ich sehe Sie gern da so auf meinem Bett sitzen, ich könnte mir das den ganzen Morgen ansehen, und auch solche seltsamen Fesselspiele haben durchaus ihren Reiz ...«

»Mein Mann möchte Ihnen einen Vorschlag unterbreiten.«

»Und schon wird Ihr Besuch gleich viel weniger angenehm. Was kann ich für ihn tun?«

»Das wird er Ihnen selbst sagen wollen. Wenn Sie seine Einladung annehmen. Außerdem sollten Sie es mit eigenen Augen sehen, dann können Sie die Sache besser einschätzen.«

»Sie haben eine ungewöhnliche Art, solche Einladungen auszusprechen.«

Sie lächelte, betrachtete mich. Sie lehnte sich zurück, schmiegte den Kopf an die Wand, hob das linke Bein an und stellte den Fuß auf die Kante des Bettes.

»Sie müssten mich allerdings losbinden, wenn ich Ihrer Einladung folgen soll«, sagte ich.

»Ich weiß nicht, vielleicht verstehen Sie mich ja falsch. Es ist sicherer so, wie es ist.«

»Irgendwann müssen Sie mich losbinden.«

»Ja, ich beginne, mir da große Sorgen zu machen.«

Ich versuchte mich zu entspannen und beobachtete sie dabei, wie sie sich Sorgen machte.

»Mein Mann und ich sind übrigens keineswegs in dieses Land gekommen, um Semjonows Champagner zu schlürfen. Auch wenn dieser erstaunlich gut ist. Wenn ihm dieser sogenannte Ataman nicht sämtliche Steine in den Weg gelegt hätte, die ihm in den Sinn kamen, hätte der Herzog Admiral Koltschak sehr nützlich sein können.«

»Sie haben davon gehört?«, fragte ich.

»Dass Omsk gefallen ist? Ja. Eine Schande. Ich glaube fast, der Admiral ist der Einzige, der dieses Land noch retten kann.«

»Wir werden sehen.«

»Sie verstehen sich nicht sehr gut mit dem Admiral?«

»Bin ihm nie begegnet.«

Lady Gertrude griff nach ihrem Mantel und zog eine Uhr aus der Tasche.

»Hm. Mein Mann erwartet Sie – uns – gegen zwei Uhr in der Schiffshalle am Hafen. Wenn Sie ein braver Junge sind, können wir uns bis dahin ein paar Sehenswürdigkeiten hier in Wladiwostok ansehen.«

»Auch ich bin schon lange kein Kind mehr«, sagte ich.

»Ja, die Sache wird schwierig. Nun, ich werde Ihre Arme losbinden, und während Sie sich von Ihren Fesseln befreien, werde ich hinunter in die Kutsche gehen und dort auf Sie warten. Was halten Sie davon?«

»Ich habe die Einladung noch gar nicht angenommen.«

»Seien Sie unbesorgt, mein Mann ist keine solch fesselnde Persönlichkeit wie ich.«

»Das glaube ich unbesehen.«

Sie erhob sich vom Bett und trat zu mir. Lächelnd beugte sie sich zu mir herab und nestelte an den Knoten herum. Ich roch ihr Parfum und fragte mich, wann ich das letzte Mal einer Frau so nahe gekommen war, die einen französischen Duft trug.

»Andrej wollte ziemlich sicher gehen«, sagte sie.

»Da drüben im Schrank finden Sie einen Dolch«, sagte ich.

Sie schritt hinüber und öffnete den Schrank. Sie holte den Dolch heraus, eine kleine, verzierte Waffe.

»Nicht gerade die typische Waffe für einen Mann«, sagte sie.

Ich ignorierte die unausgesprochene Frage. »Sie können ihn als Andenken behalten.«

Sie trat wieder zu mir und säbelte mit der Klinge über den Strick, der meinen linken Arm hielt. Der Dolch war sehr scharf. Rasch hatte sie das Seil durchtrennt. Dann der andere Arm.

Ich griff nach den Knoten, die meinen Oberkörper hielten. Lady Gertrude trat zum Bett, hob ihren Mantel auf und ging zur Tür. Ich kam mit den Stricken besser zurecht, schon beugte ich mich hinab und befreite meine Beine.

Als ich mich erhob, stand sie noch immer neben der Tür und blickte mich an. Ich trat zu ihr.

»Die Sehenswürdigkeiten von Wladiwostok besichtigen?«, fragte ich.

Sie hatte braune Augen, sehr dunkel, fast schwarz. Ihre Lippen waren leicht geöffnet, sie selbst ein wenig außer Atem.

Ich streckte die Hand aus und öffnete die oberen Knöpfe ihres Kleides. »Ich denke, da gibt es noch andere Sehenswürdigkeiten.«

Sie lehnte sich gegen die Wand und schloss die Augen.

Ende der Leseprobe

Michael Böhnhardt
Das Luftschiff des Doctor Nikola

erhältlich im Buchhandel, bei Amazon
oder versandkostenfrei direkt im Verlagsshop

www.wurdackverlag.de